

Otto Friedrich Bollnow, Vom Geist des Übens [ab Seite 90/91]

## XI. Die Einheit von Üben und Können\*

### Inhalt

1. Der Rückbezug der Übung auf das praktische Leben 65
2. Das Üben im Schaffen 66
3. Die Auflösung der Einheit von Üben und Schaffen 68
4. Die Notwendigkeit eigener abgelöster Übungsformen 68
5. Die Unangemessenheit der Übung im menschlichen Bezug 70
6. Das Verhältnis zum Existentiellen 71

### 1. Der Rückbezug der Übung auf das praktische Leben

Wir haben in den letzten Überlegungen, angeregt durch das japanische Vorbild, die Verwandlung des Menschen, den Durchbruch zu seinem wahren Wesen in der Gewinnung der inneren Freiheit mit Hilfe bestimmter, dafür geeigneter Übungen untersucht. Das ist eine Erfahrung, die an die letzte Tiefe des Menschseins heranführt und die darum auch bei den weiteren, ergänzenden Erwägungen nicht wieder aus dem Auge gelassen werden darf. Aber zugleich drängen sich hier doch gewisse Bedenken auf, wenn diese Übungen ganz aus dem Zusammenhang des übrigen Lebens herausgelöst und als solche kultiviert werden; denn dadurch wird zum Selbstzweck gemacht, was ursprünglich nur eine Vorbereitung war. Wir müssen uns daran erinnern, daß alles Üben, seinem Wesen zufolge, auf ein Können bezogen ist, das darin erworben werden soll<sup>1</sup>. Und wenn dieses Können nicht zur unverbindlichen Spielerei entarten soll, muß es eine bestimmte Leistung im Zusammenhang des Lebens erfüllen. Das Üben darf also nicht aus dem Zusammenhang des ernsthaften und verantwortlichen Lebens herausgenommen bleiben. So war ja auch das japanische Bogenschießen oder der Schwertkampf ursprünglich eine durchaus lebenswichtige, ja über Leben und Tod entscheidende Angelegenheit. So war es auch bei den ritterlichen Künsten, wie sie im europäischen Bereich geübt wurden. Und so sind weiterhin die verschiedenen handwerklichen und musischen Künste, deren der Mensch zur Erhaltung oder Erhöhung seines Lebens bedarf, der Ort eines angemessenen Übens. Hier überall ist das Üben unmittelbar auf ein im praktischen Leben erforderliches Können bezogen.

Wenn wir zuletzt vor allem die im Üben zu erreichende innere Verfassung des Menschen im Auge hatten, so bleibt zu fragen, wie weit es dazu besonderer, aus dem übrigen Leben herausgehobener Übungen bedarf, deren Erfolg sich dann erst indirekt auch im übrigen Leben bemerkbar macht, oder wie weit diese selbe Wirkung ebensowohl und vielleicht sogar noch besser in einem unmittelbar [91/92] auf die lebensnotwendigen Fähigkeiten bezogenen Üben erreicht wird, wobei das Üben also im unmittelbaren Bezug auf die im Ernstzusammenhang des Lebens geforderte Leistung erfolgen würde. Dabei ist zu bedenken, daß sich die den Menschen verwandelnde Wirkung der Übung nur dann ergibt, wenn sie nicht als solche direkt angestrebt wird, sondern sich nur gleichsam im Rücken des Tuns ergibt, während die Aufmerk-

---

\* Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt. Verweise auf andere Seiten des Werks beziehen sich auf die ursprüngliche Paginierung.

<sup>1</sup> Vgl. o. S. 31.

samkeit ganz auf ein äußeres Ziel, nämlich das durch das Können zu schaffende Werk, gerichtet ist. Hierbei aber ergibt sich die reinigende Wirkung nur dann, wenn der Übende mit aller Anstrengung bemüht ist, das Werk zur letzten nur möglichen Vollkommenheit zu bringen. Schleiermacher sagt zwar einmal in seinen „Monologen“, ihm käme es nicht darauf an, ein Werk zur letzten Vollendung zu bringen, wenn er nur in sich die bildende Wirkung des Tuns erfahren habe. Er betont: „Und muß ich irgendwie darstellen, niemals liegt es mir am Herzen, dem Stoff die letzte Spur des Widerstrebens wegzuglätten, das Werk bis zur Vollendung zu zwingen, wie der Künstler strebt; darum scheue ich Übung, und wenn ich einmal in Handlung dargestellt, was in mir wohnt, so mäh' ich mich nicht weiter, daß etwas schöner immer und faßlicher die Tat sich oft erneue. Die freie Muße ist meine liebe Göttin.“<sup>2</sup> Eine solche im Geist der Romantik begründete Einstellung ist bedenklich, denn sie führt notwendig zu der Nachlässigkeit, wie wir sie einleitend als Folge gewisser einseitiger Tendenzen der modernen Reformpädagogik hervorgehoben hatten<sup>3</sup>. Damit wird der entscheidende Zusammenhang verfehlt, der besagt, daß sich die formende Wirkung nur in der letzten Hingabe an die Vollendung des Werks ergibt.

## 2. Das Üben im Schaffen

Wenn so das Üben und das Schaffen unmittelbar aufeinander bezogen sind, so ist das Üben nicht mehr im Sinne des Einübens als bloßes Vorstadium zu betrachten, sondern bleibt ein wesentlicher Bestandteil jedes echten Schaffens. Schaffen und Üben sind in dem einen und unteilbaren Vorgang gegeben. Es gibt kein Schaffen, das nicht in dem Über-sich-selbst-hinauskommen-Wollen zugleich ein Üben ist, und es gibt kein Üben im vollen und eigentlichen Sinn, das nicht auf den Erfolg in einem hervorgebrachten Werk bezogen wäre.

Soweit man das Schaffen in einer ersten Vereinfachung im handwerklichen Sinn als ein einfaches Herstellen von Dingen betrachten kann, behält die Scheidung zwischen einer ersten Phase des Erwerbs eines bestimmten Könnens durch das Üben und einer zweiten Phase der Anwendung des erlangten Könnens in der schaffenden Arbeit ihren guten Sinn. Das Üben geschieht hier in einem vom übrigen Leben abgetrennten Freiraum. Es dient lediglich der Ausbildung der Fähigkeiten. An der Umwelt wird dadurch nichts verändert. Der Übende soll ja in seiner Ungeschicklichkeit nichts verderben. Die Anwendung des eingeübten Könnens geschieht dagegen in der Herstellung von Dingen, die sich als selbständige Gebilde vom Schaffenden ablösen und durch die dann die Umwelt umgestaltet und vermehrt wird.

Allerdings ist schon hier die Einschränkung zu machen, daß sich das benötigte Können nur in einem beständigen Üben erhält. Und Üben heißt in diesem Zusammenhang nicht nur ein fortgesetztes Ausüben der Tätigkeit, um nicht „außer Übung“ zu kommen, sondern zugleich ein immer neues Anfangen, um das ständig entgleitende Können wieder einzuholen. Das Können erhält sich nur in der ständigen Wiederholung, d. h. durch Üben. Fast möchte man an den Sisyphos der griechischen Sage denken, dem der mühsam den Berg hinauf gewälzte Fels immer wieder entrollte. Aber schon bei dem vereinfachten Bild des handwerklichen Herstellens wird vernachlässigt, daß das Können nicht auf einem bestimmten Niveau ans Ziel kommt und nur dieses immer wieder herzustellen hat, sondern ein „Immer-besser-können-Wollen“ einschließt<sup>4</sup>, daß es also, wenn es nicht im vermeintlichen Besitz des gekonnten Könnens erstarren soll, zu einer immer besseren Leistung vorwärts dringen muß. Der Vergleich mit Sisyphos ist darum schon aus dem Grunde unzulänglich, daß es in allem sich wiederholenden Üben zugleich den erlebbaren Fortschritt des besseren Könnens gibt.

<sup>2</sup> Friedrich Schleiermacher, Monologe, Reclams Universalbibliothek, Nr. 502, S. 25.

<sup>3</sup> Vgl. o. S. 15.

<sup>4</sup> Vgl. o. S. 32.

Und so ist die Grenze zwischen dem handwerklichen Herstellen schon bekannter Dinge zum eigentlich produktiven, Neues hervorbringenden Schaffen durchaus fließend. Wir veranschaulichen dieses Letztere, das eigentlich produktive Schaffen am besten am entgegengesetzten Grenzfall, am Künstler, etwa dem Dichter oder dem Bildhauer. Die schöpferische Leistung, die dem Ungesagten und unsagbar Scheinenden mühsam eine neue, Wirklichkeit neu aufschließende Aussage abgewinnt und dadurch dem menschlichen Erleben neue Möglichkeiten eröffnet, oder die dem formlosen Stoff eine neue, bisher ungeahnte Gestalt abgewinnt, kann nur dann gelingen, wenn der Künstler wirklich als ein Übender schafft, d.h. sich in einer am Bogenschießen verdeutlichten Ichlosigkeit seiner Arbeit hingibt, immer ein mit der Unzulänglichkeit seines [93/94] Nichtkönnens Ringender bleibt, bis er nach geduldigem Versuchen endlich auch das Glück des reinen Gelingens erfährt.

Der Weg des Übens im Schaffen ist auf diese Weise unendlich. Der Mensch, der auf das immer neue Üben verzichten zu können glaubt, weil er sich in seinem Können sicher fühlt, ist innerlich erstarrt, und sein Tun ist zur mechanischen Wiederholung geworden. Und so bleibt der Mensch, sofern er nicht vorzeitig erstarren will, lebenslänglich ein Übender. Und wir verstehen jetzt, daß das nicht als Mangel aufzufassen ist. Es bedeutet vielmehr, positiv genommen, daß der letzte Sinn seines Tuns nicht in der Erreichung bestimmter Ziele liegen kann, deren jedes doch wieder in unendlicher Folge über sich selbst hinausweist, sondern im Tun selber gelegen ist, in der hier zu erreichenden Erfüllung seines Wesens im Einklang mit dem Ganzen des Seins, und das heißt wieder: im richtigen Üben.

Das spiegelt sich dann zugleich auch in jedem geschaffenen Werk. Wenn alles Schaffen zugleich ein Üben bleibt, dann bedingt das, daß nur kleinere Werke, im Handwerk oder im Kunstgewerbe hergestellte Dinge, zur reinen Vollkommenheit gelangen und dann als solche in einem zeitlosen Sein aus dem Schaffensprozeß ausgeschieden werden. Das große Kunstwerk dagegen, in dem der Künstler ins Unbekannte, bisher Ungestaltete vordringt und so die Grenzen der Menschheit weiter ausdehnt, bleibt (innerlich wie äußerlich) unvollendet. Es bleibt es selbst dann, wenn es zu einem äußeren Abschluß gekommen ist. Immer bleibt ein Rest des Unbewältigten und Ungeformten. Daß aber grade die unvollendeten Werke der großen Künstler so besonders ergreifen - man denke etwa an die unvollendeten Werke Michelangelos - liegt darin begründet, daß sie in einer besonderen Weise den weiterführenden schöpferischen Prozeß im Betrachter anregen und ihn mit hineinnehmen in die unvollendete Bewegung des Lebens. Was hier als Tragik ergreift, ist nur die Kehrseite der Unererschöpflichkeit und Unergründlichkeit des Lebens selbst<sup>5</sup>.

Was hier aber am Beispiel des großen Künstlers verdeutlicht werden sollte, gilt allgemein vom Schaffen jedes in seinem Leben ernsthaft um ein Werk bemühten Menschen, d.h., es enthält eine Wesensaussage über den Menschen überhaupt. Sein Werk bleibt unvollendet, weil das Leben selber unvollendbar ist. Und weil das so ist, darum erfüllt der Mensch sein Wesen nur als ein Übender.

In diesem Sinn kann man den schon einmal erwähnten Satz Schillers auch auf das Üben übertragen und sehr ernsthaft gemeint formulieren: Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er übt<sup>6</sup>. Die- [94/95] ser Satz wäre sinnlos, wenn man das Üben als eine vom schaffenden Leben losgelöste Vorbereitungsphase versteht. Aber er gewinnt einen vollen Sinn, wenn man das Üben als untrennbaren Bestandteil in das Schaffen selber hineinnimmt. Dann besagt der Satz, daß der Mensch unter das Niveau seiner eigentlichen Seinsmöglichkeiten absinkt, wenn er aufhört, zu üben, weil er glaubt, seines Könnens sicher zu sein. Dann ist sein Können zur lee-

---

<sup>5</sup> Zur Unergründlichkeit des Lebens vgl. in bezug auf Nietzsche und Dilthey Otto Friedrich Bollnow, Die Lebensphilosophie, Heidelberg 1958, S. 104 ff., 133 f.

<sup>6</sup> Vgl. Friedrich Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen, 15. Brief, Werke, hrsg. v. A. Kutscher, 8. Bd., S. 57.

ren Routine geworden. Der Mensch ist innerlich tot, auch wenn er äußerlich noch am Leben ist und mechanisch weiter schafft. Das ist die Gefahr - wenn auch keineswegs das als unvermeidlich hinzunehmende Schicksal - des Alterns, ja der Gewohnheit überhaupt. Das richtig verstandene Üben aber ist das Mittel, sich dagegen zu wehren und jung und lebendig zu bleiben.

### 3. Die Auflösung der Einheit von Üben und Schaffen

Erst wenn man diese Einheit von Üben und Schaffen, von Einüben und Ausüben als den letzten vollendeten Zustand erkannt hat, an dem sich jede weitere Überlegung orientieren muß, ergibt sich die neue Frage, ob es nicht bestimmte Situationen gibt, in denen sich diese Einheit - wenigstens vorübergehend - auflöst und sich die Notwendigkeit bestimmter aus dem Ernstzusammenhang des Lebens herausgenommener Übungsformen ergibt. Wir hatten solche in den früheren Überlegungen reichlich kennengelernt, aber erst jetzt sind wir imstande, sie in ihrem systematischen Zusammenhang richtig zu verstehen.

Das ist nicht nur in den Anfängen des Lernens, in der Kindheit, in der Schule und der Ausbildungszeit erforderlich, sondern auch im späteren Leben überall da, wo neue Aufgaben neue Fertigkeiten erfordern. Diese Notwendigkeit ergibt sich aber auch überall da, wo eine Einzelleistung nicht richtig gelingen will und darum isoliert herausgehoben und isoliert geübt werden muß<sup>7</sup>. Aber diese Übungen sind nicht Selbstzweck; sie sind überholt, sobald die betreffende Einzelleistung zur Geläufigkeit gebracht ist und dann in den übergreifenden Zusammenhang des ausgeübten Tuns wieder eingefügt werden kann.

Diese Schwierigkeiten wiederholen sich beim jeweiligen Arbeitsbeginn. Hier kann es sein - und ist es in der Regel wohl auch - daß der Schaffende noch nicht in der für das Gelingen erforderlichen inneren Verfassung ist und daß ihm darum sein Tun nicht gelingen will. Hier wird es notwendig, diese erst in einem [95/96] vorbereitend-einübenden Tun in Gang zu bringen, in dem schon herausgearbeiteten Wechselprozeß, in dem das gelingende Können seine seelischen Voraussetzungen erst erzeugen muß<sup>8</sup>. In der Psychologie hat man von einem Warmwerden (einem Aufwärmeeffekt) gesprochen<sup>9</sup>. Hier, beim stockenden Beginn der Arbeit sind Vorübungen angebracht, die den Schaffensvorgang erst in Gang bringen und die hinterher, nachdem sie (als erste Skizzen, als zuerst niedergeschriebene Seiten einer sprachlichen Darstellung) ihren Zweck erfüllt haben, wieder verworfen werden. So sprach, um nur ein beliebiges Beispiel herauszugreifen, Rilke nach dem Abschluß der „Sonette an Orpheus“ davon, daß ihm in diesen Tagen einer überströmenden Produktivität einige Gedichte „nur dem Strom als Leitung gedient“ hätten, die später „durch andere zu ersetzen“ seien<sup>10</sup>. Aber auch diese Vorübungen haben keinen Eigenwert, sondern sind auf den zum endgültigen Werk führenden Schaffensprozeß bezogen.

### 4. Die Notwendigkeit eigener abgelöster Übungsformen

Wesentliche neue Schwierigkeiten ergeben sich aber daraus, daß nicht alle menschlichen Tätigkeiten, vor allem nicht alle Formen der Berufsarbeit eine solche glückliche Vereinigung und wechselseitige Durchdringung von Üben und Schaffen erlauben. Die zuletzt herausgearbeitete Möglichkeit der Verbindung besteht vielmehr, wie wir uns im Rückblick noch einmal

---

<sup>7</sup> Vgl. o. S. 40.

<sup>8</sup> Vgl. o. S. 56 f.

<sup>9</sup> Vgl. Klaus Foppa, a.a.O. S. 190 ff.

<sup>10</sup> Rilke, Briefe aus Muzot, S. 112.

vergegenwärtigen müssen, nur in einem ganz bestimmten Bereich, nämlich nur dort, wo es sich um das handwerkliche oder künstlerische Hervorbringen von Werken handelt, die sich als bleibende Bestandteile der Außenwelt von ihrem Erzeuger ablösen und bei denen sich das Üben und Schaffen am Widerstand eines zu formenden Materials entwickelt. Wenn man zur Verdeutlichung das Buch von Hannah Arendt über die „Vita activa oder Vom handelnden Leben“<sup>11</sup> heranzieht, so handelt es sich um den Bereich, den sie als das Herstellen von den andern Bereichen des Arbeitens (im engeren Sinn) und des Handelns (im politischen Bereich) unterscheidet, wobei man allerdings ihren im wesentlichen an Handwerk und Technik orientierten Begriff des Herstellens durch die Einbeziehung des Künstlerischen wesentlich erweitern müßte. Nur in diesem Bereich des schöpferischen Hervorbringens eines Werks besteht die Möglichkeit, die immer neu zu wiederholende Übung sinnvoll in das volle tätige Leben einzubeziehen. [96/97]

Daneben gibt es aber einen weiten Bereich von andern und nicht minder lebenswichtigen Tätigkeiten, bei denen eine solche Möglichkeit nicht besteht. Dahin gehört neben den untergeordneten rein mechanischen Arbeiten der ganze Bereich des Handels, der Verwaltung und der Politik, alles das, was man heute als Dienstleistungen zusammenfaßt und mancherlei andre Tätigkeiten. Selbst die Landwirtschaft wäre hier noch einzubeziehen, insofern die Natur in ihrer Eigengesetzlichkeit sich nicht dem menschlichen Gestaltungswillen unterwerfen läßt. Aber es kommt hier nicht darauf an, diese Formen der Tätigkeit genauer zu untersuchen und ihre verschiedenen Möglichkeiten voneinander zu unterscheiden. An dieser Stelle kommt es nur auf das eine an: daß es weite Bereiche menschlicher Tätigkeiten gibt, bei denen die Möglichkeit einer unmittelbaren Vereinigung des auf die innere Verfassung bezogenen Übens mit der beruflichen Leistung nicht besteht. Und hier ergibt sich die Berechtigung, ja die Notwendigkeit eigener, vom übrigen Leben abgesonderter Übungsformen, um in ihnen die im Berufsleben nicht erreichbare innere Freiheit zu gewinnen.

Ich wiederhole, weil mir diese Unterscheidung wichtig ist: Wo die Lebensaufgabe selber im schöpferischen Hervorbringen eines Werks besteht, im Ausüben eines Handwerks oder einer Kunst im weitesten Sinn des Worts, da vollzieht sich das Üben am besten im Schaffen selber und bewahrt dieses vor der Erstarrung in der Routine. Da bedarf es keiner besonderen, losgelösten Übungsformen. Wo aber dieses nicht der Fall ist, im wirtschaftlichen oder politischen Leben, in allen Berufen, die mit Menschen oder mit schon fertig vorhandenen Dingen zu tun haben, oder auch allgemein bei einer monoton gewordenen Berufsarbeit, überall da also, wo die glückliche Möglichkeit einer direkten Verbindung von Üben und Schaffen nicht gegeben ist, da - und nur da - bieten sich speziell ausgebildete und aus dem übrigen Leben herausgelöste Übungsformen als der angemessene Weg zur Erlangung der inneren Freiheit an.

Aber mit dieser Ablösung isolierter und im praktischen Leben nicht weiter anwendbarer Übungsformen, wie wir sie im früheren Kapitel, ausgehend von den japanischen Übungstechniken, dargestellt haben, ist zugleich eine Gefahr gegeben. Wenn man den tief beglückenden Aufschwung bedenkt, den der Mensch im selbstvergessenen Üben erlebt, dann liegt es nahe, in ihm schon die höchste Erfüllung des Lebens zu sehen, ihn darum um seiner selbst willen zu erstreben und so lange wie möglich in ihm zu verharren. Dabei wird aber verkannt, daß das Üben, seinem Wesen zufolge, nicht [97/98] Selbstzweck ist, sondern auf das ernsthafte Leben bezogen, für das es übt. Darum kommt es darauf an, daß der Mensch, nachdem er im Üben die richtige innere Verfassung, die innere Freiheit und Gelassenheit gefunden hat, ins handelnde Leben zurückkehrt, um dort in Verantwortung seine Aufgaben zu erfüllen. Es sind dieselben Aufgaben geblieben, wie sie vorher waren, ehe sich der Mensch ins Üben zurückzog, aber er kann sie jetzt in einer neuen, innerlich freien und gelassenen Weise - und eben darum besser -erfüllen, als es ihm vorher möglich war.

---

<sup>11</sup> Hannah Arendt, Vita activa - oder vom tätigen Leben, Stuttgart 1960.

Weil sich der Mensch aber im handelnden Leben notwendig wieder in Konflikte verstrickt, weil er vor den Schwierigkeiten seiner Arbeit verzagt oder auch nur aus bloßer menschlicher Schwäche wieder in ein gedankenloses träges Leben zurückfällt, geht die im Üben erreichte seelische Verfassung immer wieder verloren. Und um sie wiederzugewinnen, wird es notwendig, die Übungen wieder aufzunehmen, die diese innere Verfassung vermitteln. Der Mensch muß seine Übungen also immer wiederholen, weil es zu seinem Wesen gehört, aus Schwäche und Nachlässigkeit hinter seinen eigentlichen Möglichkeiten zurückzubleiben und diese in immer neuer Anstrengung immer wieder einholen zu müssen.

Um diese Aufgabe im Getriebe des Alltags nicht zu verfehlen, scheint es nützlich (wenn auch nicht unbedingt notwendig), diesen Übungen im täglichen Lebensrhythmus eine bestimmte, von vornherein dafür vorgesehene Zeit zuzuweisen. Vielleicht ist die morgendliche Stunde, vor Beginn der Tagesarbeit, dafür besonders geeignet. Daß das selbst vom Schaffen großer Künstler gilt, sei abschließend an zwei schönen Zeugnissen verdeutlicht. So schreibt H. Purrmann im Bericht über Matisse: „Auch Cézanne bedeutete Zeichnen das Morgengebet, in dem er Ruhe, Gelassenheit und Stimmung für die bevorstehende Tagesarbeit fand.“<sup>12</sup> Ähnliches hat auch Hölzel von sich bekannt: „Der persönliche Rhythmus ergibt sich aus rhythmischen Schwingungen des Stiftes oder der Feder. Ich empfehle solche Schwingungen als tägliche Morgenübung. Füllen solche Übungen ein begrenztes Blatt, so wird die Phantasie mächtig erregt.“<sup>13</sup>

## 5. Die Unangemessenheit des Übens im menschlichen Bezug

Unter den Verhaltensweisen, in denen das Üben unangemessen oder gar unmöglich ist, nimmt die Beziehung zum andern Menschen eine besondere Stelle ein. Was wir schon an früherer Stelle [98/99] über die Unmöglichkeit, die Liebe zu üben und zu lernen gesagt hatten<sup>14</sup>, erhält von hier aus seine tiefere Begründung. Das Üben in dem hier herausgearbeiteten strengeren Sinn geschieht immer an einem zu formenden Material. Die Verhaltensweise zu einem andern Menschen üben zu wollen, würde bedeuten, ihn als Material zu betrachten, das man nach eigenem Willen benutzen oder formen wollte. Eine solche Menschenbehandlung ist in weitem Umfang möglich und sogar notwendig. So kann der Politiker oder der Leiter eines Industriebetriebs es lernen, die Menschen geschickt zu behandeln, so kann der Lehrer sein Unterrichtsverhalten üben und sich insbesondere bemühen, dabei gewisse Fehler abzulegen. Aber wo man den Menschen richtig zu behandeln versucht, hat man schon den Standpunkt des Technikers eingenommen, der ein „Material“ bearbeiten will. Der andere Mensch ist, um eine einprägsame Unterscheidung Gabriel Marcells aufzunehmen<sup>15</sup>, nur noch ein „Es“, ein Bestandteil der technisch zu beherrschenden Welt, kein „Du“ im eigentlich menschlichen Sinn. Einem echten „Du“ gegenüber gibt es kein Einüben von Verhaltensweisen, weil ich in der Haltung des Übenden den andern schon als Sache betrachte, und der andere, etwa der Schüler dem Lehrer gegenüber, fühlt sich mit Recht gekränkt, wenn er merkt, daß er geschickt behandelt werden soll.

Und dennoch wäre die schroffe Gegenüberstellung der einübaren Behandlung eines anderen Menschen und dem sich jeder Übbarkeit entziehenden menschlichen Bezug eine zu starke Vereinfachung, und man kann fragen, ob es nicht daneben noch andere Bereiche menschl-

---

<sup>12</sup> Henri Matisse, Farbe und Gleichnis, Gesammelte Schriften, Mit den Erinnerungen von Hans Purrmann, Frankfurt a.M./Hamburg 1960, S. 156.

<sup>13</sup> Adolf Hölzel, Katalog der Gedächtnis-Ausstellung zum 100. Geburtstag von Adolf Hölzel, Stuttgart o.J. (1953).

<sup>14</sup> Vgl. o. S. 49 f.

<sup>15</sup> Gabriel Marcel, Sein und Haben, übers. v. E. Behler, Paderborn 1954, S. 114 f.

chen Umgangs gibt, die man durchaus üben kann, ohne dabei den andern zum bloßen Material zu entwürdigen, und die, wenn in ihnen vielleicht auch nicht der echte menschliche Bezug eingeübt werden kann, doch geeignet sind, diesen vorzubereiten. Solche Bereiche gibt es nun in der Tat. Dahin gehören vor allem alle die Formen des zweckfreien Umgangs, die man im Anschluß an Schleiermacher als das „gesellige Leben“ zusammenfassen könnte. Hier gibt es Formen der Höflichkeit, der wechselseitigen Rücksichtnahme, der Führung des Gesprächs usw., die ausdrücklich geübt werden können und müssen. Sie haben nichts Kränkendes mehr, weil der andere in der Gelöstheit des freien Gesprächs ja nicht „behandelt“ wird, vielmehr in ein gemeinsames Tun einbezogen wird und das Üben nicht auf einen äußeren Erfolg bezogen ist, sondern sich auf die Fähigkeit des Übenden zurückbezieht. Was hier geübt wird, gehört in die Reihe der früher behandelten leiblichen und seelischen Funktionen. [99/100]

Diese Sphäre ist wichtig, weil sich in ihr durch die Verfeinerung des Betragens und die Ausbildung des Takts der Raum bildet, in dem sich eine freie Menschlichkeit entwickeln kann. Hier kann man sinnvoll üben. Aber es bleibt in einer gewissen unpersönlichen Sphäre, die den Menschen nicht in seinem menschlichen Kern, nicht als echtes Du erfaßt. Wo dagegen in Liebe und Freundschaft der unmittelbare menschliche Bezug wirksam wird, wo ich mich dem Mitmenschen gegenüber ernsthaft engagiere, da wird notwendig dieser Bereich durchbrochen, und da hört darum auch die Möglichkeit des Übens auf. Aber das führt in andere Zusammenhänge, die hier nicht weiter verfolgt werden können, auf die aber, um Mißverständnisse zu vermeiden, wenigstens hingewiesen werden mußte.

## 6. Das Verhältnis zum Existentiellen

Und noch ein Letztes ist hier zu bedenken. Das Üben ist ein Vorgang, der den stetigen Verlauf des Lebens voraussetzt. Selbst die radikale Wandlung, die sich im richtigen Üben als die Befreiung von der Unruhe des Alltagslebens und die Gewinnung der inneren Freiheit vollzieht, geschieht langsam und fast unmerklich. Nun gibt es aber im Leben Augenblicke, in denen dieser stetige Verlauf plötzlich und fast gewaltsam unterbrochen wird. Dahin gehören die Entscheidungen, die der Mensch zu treffen hat und die vor allem nach einer sich langsam zuspitzenden Krise eine befreiende Lösung bringen. Dahin gehört der Durchbruch zur angstbereiten Entschlossenheit (Heidegger), in der der Mensch sein in der Uneigentlichkeit verlorenes Leben wie in einer letzten Spitze zusammenfaßt. Es ist, ohne daß wir die verschiedenen Möglichkeiten im einzelnen aufzuführen brauchten, allgemein der Bereich des Existentiellen oder auch des Religiösen, auf den wir schon an früherer Stelle hingewiesen hatten<sup>16</sup>. Hier läßt sich der neue Zustand nicht in allmählicher Annäherung, sondern nur, wenn die entsprechende Situation eingetreten ist, auf einmal, gleichsam im Sprung, erreichen. Diesen Sprung aber kann man nicht im voraus, gleichsam ins unreine, einüben. Man kann ihn nur in der ganzen ernsthaften Verantwortung seines Lebens vollziehen. Hier stoßen wir also auf eine letzte, grundsätzliche Grenze aller Übungsmöglichkeiten.

Wir hatten zwar auch beim Üben in bestimmten Künsten oder Fertigkeiten auf das Vorkommen von Zeiten der Entmutigung, von Krisen und plötzlichen Durchbrüchen zu einer höheren Stufe [100/101] des Könnens hingewiesen<sup>17</sup>. Schon hierbei gab es also Unstetigkeiten im Lebensverlauf. Aber sie betrafen nicht das Verhalten während des Übens. Es kam vielmehr darauf an, daß sich die gesuchte Leistung nicht erzwingen läßt, daß man vielmehr geduldig weiter üben muß, bis sie sich in einem unerwarteten Augenblick wie von selber einstellt. Anders aber ist es in den eigentlich existentiellen Situationen. Hier wird eine plötzliche radikale Entscheidung gefordert, und hier darf man nicht geduldig abwarten, sondern muß sie im Augen-

---

<sup>16</sup> Vgl. o. S. 80 f.

<sup>17</sup> Vgl. o. S. 82.

blick selber aufbringen. Und eine solche letzthinnige Entscheidung kann nicht durch Übungen vorbereitet werden.

Und trotzdem wäre es auch in diesem Fall voreilig, sich mit einem solchen vereinfachten Schema zu begnügen. Ähnlich wie beim Verhältnis zum anderen Menschen die der Übung fähigen Formen der Höflichkeit und der Gesprächsführung die unmittelbare persönliche Begegnung zwar nicht schaffen, aber doch in gewissem Maße vorbereiten können, so gibt es auch hier gewisse Möglichkeiten, die als solche nicht üb bare existentielle Entscheidung durch der Übung zugängliche Vorbereitungen zu erleichtern. Wenn dem Menschen auch der Sprung, den der existentielle Durchbruch verlangt, nicht abgenommen werden kann, so kann er sich doch von seiner Zerstreutheit zu reinigen und seine Ängstlichkeit zu überwinden versuchen und damit den Durchbruch zum Existentiellen in einem gewissen Maße erleichtern. In einem ähnlichen Sinn hatte auch Kierkegaard von einer „Einübung im Christentum“ gesprochen<sup>18</sup>. Auch ist zu hoffen, daß die einmal geleistete Erhebung diese beim nächsten Mal erleichtern kann, wenn dies auch nicht als vorsätzliches Einüben betrachtet werden kann. Darum gehören die hier sich ergebenden sehr schwierigen Fragen nicht mehr zum Problemkreis der im strengen Sinn gefaßten Übungen, so daß es mit diesem kurzen Hinweis sein Bewenden haben muß. [101/102]

---

<sup>18</sup> Sören Kierkegaard, Einübung im Christentum, übersetzt von H. Gottsched u. Chr. Schrempf, in: Werke Bd. 9, Jena 1924.